



Alter Piazza Falkenstein

Die erste Einwanderergeneration kommt ins Seniorenalter – und somit immer öfter auch ins Heim. Das stellt Pflegeeinrichtungen vor besondere Herausforderungen: Surprise hat die mediterrane Abteilung des Basler Alterszentrums Falkenstein besucht.

VON MENA KOST (TEXT) UND DOMINIK PLÜSS (BILDER)

«Capisci?», ruft die alte Frau, führt die Finger ihrer rechten Hand zusammen, bis sie sich an den Kuppen berühren – und wedelt ihrer Nachbarin zur Linken mit energischer «Cosa fai»-Geste vor der Nase herum. Es geht ums Essen. Man ist sich nicht einig, wie der «Toast con Salmone» vom Mittag hätte zubereitet werden müssen – wenn er denn delikat hätte schmecken sollen. Was er, darin ist man sich einig, nicht getan hat.

Die gut frisierte Grauhaarige, der die Geste gilt, verdreht die Augen, packt die wedelnde Hand, knufft der dazugehörigen Frau gehörig in die Seite. Dann lacht sie mit rauer Stimme. Die anderen Frauen auf den rot-beige gestreiften Polstermöbeln und im Rollstuhl stimmen ein.

Seit einigen Jahren kommt die erste Einwanderergeneration aus dem europäischen Süden ins Seniorenalter: Rund 134 000 Migrantinnen und Migranten über 65 Jahre zählte das Bundesamt für Statistik im August letzten Jahres, die Tendenz ist steigend. Die meisten von ihnen stammen aus Italien – eini-

ge aus Spanien – und sind ab Mitte der Vierzigerjahre in die Schweiz immigriert, um hier zu arbeiten. Auch wenn viele es anders geplant hatten: Nur ein Drittel kehrt im AHV-Alter wieder ins Herkunftsland zurück, die meisten bleiben – für immer. Das stellt auch Pflegeeinrichtungen vor neue Herausforderungen. Einzelne Institutionen eröffnen deshalb speziell für Migrantinnen und Migranten konzipierte Wohngruppen.

Im Basler Alterszentrum Falkenstein erkennt man die «mediterrane Abteilung» nicht nur am Temperament der Bewohnerinnen. Auch die Einrichtung zeigt: Die Möbel im Aufenthaltsraum sind schwer, weisse Spitzendecken heben sich scherschneittartig vom dunklen Eichenholz

«Die Verwandten wollen mehr wissen, mitreden und in Entscheidungen involviert sein.»

ab. Die Glasplatte des Esstischs wird von griechischen Säulen getragen und auf der Kommode steht eine kleine, aber delikate Sammlung von Engelsbüsten. Vor dem Fernseher sitzt der einzige Mann im Aufenthalts-

raum: Er schaut eine Diskussionssendung auf Rai Uno, die beige Schiebermütze so tief wie möglich ins Gesicht gezogen.

Migrantinnen und Migranten stehen Alters- und Pflegeheimen oft skeptisch gegenüber: Die Einrichtungen geniessen in ihren Herkunftsländern einen schlechten Ruf und sind sehr teuer. Sie gelten als allerletzte Station – nur wer von seinen Kindern abgeschoben wird, landet im Heim. Das macht einen Eintritt der Mutter oder des Vaters in die Pflegeeinrichtung auch für die Kinder schwierig. Trotzdem ist das Leben der Angehörigen meist «schweizerisch» organisiert – man arbeitet zumindest Teilzeit – und für die Vollzeitbetreuung pflegebedürftiger Eltern fehlt die Zeit.

Ein weiteres Hindernis ist die Sprache. Das hat eine Berner Umfrage unter Italienerinnen und Italienern im AHV-Alter gezeigt: Zwar wünschen sich die Befragten kein eigenes Altersheim – dafür fühlen sie sich zu gut integriert. Aber sie möchten innerhalb einer konventionellen Einrichtung auf einer speziellen Abteilung leben, damit sie sich in ihrer Muttersprache unterhalten können.

Viele Migrantinnen und Migranten sprechen nämlich auch nach 40 Jahren in der Schweiz noch nicht richtig Deutsch. Das hat Gründe: «So etwas wie Integrationspolitik hat es zur Zeit der ersten Einwanderungsgeneration nicht gegeben», erklärt Hildegard Hungerbühler, Vizepräsidentin des Nationalen Forums Alter und Migration: «Die Leute sind zum Arbeiten ins Land geholt worden, und ihre Arbeitszeiten waren enorm. Zeit für einen Sprachkurs blieb da nicht. Abgesehen davon, dass diesen auch niemand bezahlt hätte.» Aber auch wenn jemand mit den Jahren Deutsch gelernt hat: Die Zweitsprache gehe im Alter oft wieder verloren, ganz besonders bei Demenz, so Hungerbühler.

Zur Damenrunde im Aufenthaltsraum haben sich eine Tochter und eine Enkelin gesellt. Die Enkelin sitzt auf der Lehne des Sessels ihrer Nonna und spielt mit Hand, Arm und Armband der Grossmutter. Der

Surprise-Fotograf macht Bilder, Einzelporträts. Wer an der Reihe ist, stellt sich vor die gelb getünchte Tapete und wird von den anderen beim Posieren angefeuert. Dem jungen Fotografen wird die Brust getätschelt: So ein Hübscher sei er! «Aber wehe dir, Ragazzo, wenn ich auf dem Foto nicht gut aussehe ...»

Zwischenwelten

Auf der mediterranen Abteilung spielt sich das Leben im Aufenthaltsraum ab. Nicht in den Zimmern, wie es bei Wohngruppen mit Schweizerinnen und Schweizern oft der Fall ist. Einer der elf Bewohner – sechs Frauen und fünf Männer – hat immer Besuch: Man sitzt zusammen, schwatzt. Die Angehörigen kennen sich untereinander und freuen sich, wenn sie sich antreffen. «Es läuft einfach mehr, alles ist emotionaler. Und lauter», beschreibt Marianne Quensel. Sie ist Leiterin Betreuung und Pflege im Falkenstein und erklärt zusammen mit Zentrumsleiter Michel Schmassmann, wie die in Basel einzigartige Abteilung funktioniert und worin sie sich von einer konventionellen unterscheidet: Das Personal spricht mehrheitlich italienisch oder spanisch, die Küche ist mediterran, das Essen hat einen viel höheren Stellenwert und die Angehörigenarbeit ist intensiver. «Die Verwandten wollen mehr wissen, mitreden und in Entscheidungen involviert sein. Sie übernehmen auch gerne einfache Pflegeaufgaben», sagt Zentrumsleiter Schmassmann. Das Abschiednehmen, also wenn jemand stirbt, laufe ebenfalls anders. Die Begleitung der Angehörigen in dieser Phase ist emotionaler und intensiver. Schmassmann: «Man könnte sagen, die Angehörigenarbeit hat einen anderen Stellenwert.»

Auch wenn es hier lebhafter zu- und her geht: Den Bewohnerinnen und Bewohnern der mediterranen Abteilung geht es gesundheitlich schlechter als Schweizerinnen oder Schweizer im gleichen Alter. «Viele haben in körperlich belastenden Berufen gearbeitet. Vor allem die Män-

Acuncion Rey, geb. 1933 in Galicia, Spanien. Seit 48 Jahren in der Schweiz.



Antonia Eichenberger, geb. 1927 in Sevilla, Spanien. Seit 67 Jahren in der Schweiz.



ner sind sehr verbraucht. Auch haben sie öfter psychische Störungen als Schweizer – Depressionen», weiss Quensel. Die Gründe dafür lägen in den Biografien dieser Menschen, der eine Zerrissenheit eigen sei: Geld verdienen und wieder heimkehren, so habe ihr Plan ursprünglich geheissen. Doch dann wurde die Zeit in der Schweiz immer länger – und trotzdem wurde das Land nicht zur Heimat. Jenes Italien, das sie einst verlassen hatten, gab es irgendwann ebenfalls nicht mehr – und so wurde auch die Heimat fremd. Zentrumsleiter Schmassmann: «Schliesslich sind viele von ihnen geblieben, oft wegen der Enkelkinder. Aber innerlich sind sie irgendwo zwischen Italien und der Schweiz hängengeblieben.»

Um den Bedürfnissen von Migrantinnen und Migranten im Pflegealter gerecht zu werden, braucht es mehr, als italienisch oder spanisch zu sprechen. «Es braucht Weiterbildungen für das Personal und das Thema gehört dringend in die Ausbildungsgänge in der Alterspflege», fordert Migrationsspezialistin Hildegard Hungerbühler. Das Thema werde nämlich noch lange aktuell bleiben; bereits heute habe ein Fünftel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund.

Die Zukunft liegt trotzdem nicht in italienischen, türkischen oder albanischen Pflegeabteilungen. «Ethnozentrierte Angebote entsprechen heute noch einem Bedürfnis. Aber in Zukunft müssen sich die Einrichtungen ganz grundsätzlich Gedanken darüber machen, wie sie mit einer immer heterogeneren Altersbevölkerung umgehen», sagt Hungerbühler. Nicht nur andere Einwanderergruppen machen diese Vielfalt aus. Auch die wachsende Zahl demenzkranker oder drogensüchtiger Senioren wird den Pflegeeinrichtungen neue Konzepte abverlangen. Hungerbühler: «In Zukunft brauchen wir Institutionen, für die Offenheit, Individualität und ein kompetenter Umgang mit Diversität Programm sind.»

«Viele sind geblieben. Aber innerlich sind sie irgendwo zwischen Italien und der Schweiz hängengeblieben.»

Die Fotos sind geschossen. Die Damen sitzen wieder sicher in ihren Sesseln, der Mann mit der Schiebermütze noch immer vor dem Fernseher. Nicht einmal umgedreht hat er sich während des Shootings. «Wo sind denn die Männer? Wir haben nämlich nicht nur den Signore vor dem Fernseher!», ruft eine der Frauen, und eine andere, Andreina Plozza im blauen Pulli, antwortet: «Also mein Mann ist nicht mehr hier. Aber er ist mich oft besuchen gekommen. Kennengelernt habe ich ihn in der Schweiz, damals, vor vielen Jahren ...» Geboren sei sie aber in Italien: im Jahr 1920 im Dorf Castione in der Provinz Sondrio in der Lombardei. Schön sei es dort gewesen, sehr schön! Dann habe ihre ältere Schwester

ins Tessin geheiratet und sie selbst – gerade 14 Jahre alt – sei ihr nachgereist. «Danach habe ich bei ihr gewohnt. Bis ich eben meinen Mann kennen lernte und wir gemeinsam nach Basel zogen. Aber heute kann er mich nicht mehr besuchen kommen.» Die andern Frauen schütteln den Kopf: «Nein», sagen sie, «heute kann er nicht mehr kommen. Dein Mann ist gestorben.»

Andreina Plozza nickt und murmelt ungeduldig «Si, si!». Dann sagt sie laut: «Wo unsere Männer sind? Na, die hocken wohl ihn ihren Zimmern. Die trauen sich nämlich nicht zu uns Frauen in den Aufenthaltsraum.» Was kein Wunder sei, ergänzt die Dame im Rollstuhl: «Die haben doch panische Angst, dass sie sich auf dem Rückweg in der Tür irren und im falschen Bett landen könnten. Kein Wunder, bei dem Temperament, das wir Frauen hier haben!» ■

Andreina Plozza, geb. 1920 in der Lombardei, Italien. Seit 77 Jahren in der Schweiz.



Teresa Marcoli, geb. 1925 in Emilia Romagna, Italien. Seit 51 Jahren in der Schweiz.

